



Erscheint jeden  
Donnerstag.

# Der Humorist.

Frei-Beilage zum  
Wiesbadener General-Anzeiger.



Nr. 52.

Wiesbaden, den 30. Dezember 1897.

II. Jahrgang.

## In der Sylvesternacht.

Eine heitere Geschichte von Hugo Klein.

(Nachdruck verboten.)

Herr Friedrich Hopf, der erste Buchhalter der Firma Eisenkorn u. Comp, warf einen letzten Blick in den Spiegel und lächelte sichlich befriedigt. Der neue Frack saß ihm wie angegossen, und die hübsche Gestalt des jungen Mannes kam darin vortrefflich zur Geltung. Er steckte noch rasch eine Blume in's Knopfloch, schlüpfte in seinen Winterrock und machte sich auf den Weg.

Ein Laut des Unmuths entfuhr seinen Lippen, als er auf die Straße kam und merkte, daß die Droschke, die er bestellt hatte, nicht zur Stelle war. Zum Warten war keine Zeit. So schritt er denn unwirsch dahin, in der Hoffnung, irgendwo rasch Ersatz zu erhaschen. Aber die Wagen, die an ihm vorüberfuhren, waren alle besetzt. Mühslich erblickte er einen hohen Omnibus, der schwerfällig einherhumpelte. Schließlich kommt man mit einem Omnibus doch rascher vorwärts, als zu Fuße. Ein Satz, und er war auf den Wagen gesprungen. Im Innern war noch ein Platz frei. Den wollte er schnell okkupiren. Ein „Gräß Sie Gott!“ hallte ihm entgegen, als er seinen Sitz eingenommen hatte.

„Ah, Sie sind es!“ sagte er und reichte einem altem Herrn mit fröhlicher Miene die Hand. Er war ein lustiger Alter aus dem Kegellclub, den er manchmal besuchte. Der Klubgenosse stellte ihn sogleich seiner Gattin, einer umfangreichen, noch läbschen Frau, und seinem Töchterchen, einer reizenden kleinen Brünette, vor.

„Sie fahren wohl auch zu einem Sylvesterpunsch?“

„Leider...“

„Leider?“

„Der Punsch wird nämlich bei meinem Chef, Herrn Eisenkorn, kredenzt, und die Unterhaltung in diesem Hause kenne ich...“

„Scheinen sich da nicht wohl zu fühlen, junger Freund, wie?“ fragte der Kegellkollege, der auf den Namen Danziger hörte und ein wohlhabender Weinhändler war.

„Die Herrn Gäste sind eben alle Chefs,“ sagte der junge Mann mit einem komischen Seufzer. „Sie sprechen entweder gar nicht oder nur von Geschäften.“

„Sind denn keine Damen da?“ fragte Frau Danziger. „Und keine junge Mädchen?“ setzte Fräulein Emilie hinzu.

„Ach ja,“ sagte der junge Mann. „Ein Mensch meines Schlags fühlt sich aber in diesem Hause immer beengt. Eine Millionärin blickt auf einen armen Buchhalter nur so von oben herab. Die Millionärsstöchter blicken aber entweder nach Millionärsbühnen aus, deren Einkommen es gestattet, daß ihre Frauen so viel jährlich ausgeben, als ihre Wittigst beträgt, oder sie glauben, bei ihrem vielen Gelde hätten sie Anspruch auf einen Prinzen oder mindestens auf einen Lieutenant... Wir anderen Sterblichen sind eigentlich nur da, weil man Tänzer braucht.“

„Das ist aber sehr unangenehm,“ meinte Frau Danziger.

„Ja, es ist eben eine Einladung zum Chef,“ sagte ihr Gatte, „da kann man sich nicht helfen.“

„Es kommt ja nur drei, vier Mal im Jahre vor,“ sagte Herr Friedrich. „Man denkt sich, die paar Abende opferst Du! Daß es aber gerade die Sylvesternacht ist, die man in diesem Hause verbringen muß, in der man sicherlich viel lustigere und angenehmere Gesellschaft fände“ — der Blick des jungen Mannes streifte dabei ganz zufällig Fräulein Emilie —, „das ist bitter!“

„Aber ein gutes Souper erhalten Sie doch in solchem Hause?“ warf das junge Mädchen ein. „Das wird Sie doch einigermaßen entschädigen.“

„Glauben Sie?“ rief der junge Mann mit Hohn.

„Ja wir Untergebene müssen pünktlich um halb zehn zur Stelle sein. Aber zum Souper geht man erst gegen elf Uhr — die noblen Gäste kommen zur Sylvesterdinire gewöhnlich erst nach dem Theater — und man wartet auf sie, schon weil es nicht viel zu essen gibt und die Tafelzeit bis nach Mitternacht hinausgezogen werden muß.“

„Unter solchen Umständen,“ rief das junge Mädchen entrüstet, „würde ich an Ihrer Stelle einfach nicht hingehen. Ihr Chef soll sich Tänzer mieten, wenn er welche braucht. Er wird Sie doch nicht entlassen, weil Sie seine Solireen nicht besuchen?“

„Das gewiß nicht.“

„Er braucht Sie doch in seinem Comptoir?“

„Das will ich meinen. Ich wüßte nicht, was die ohne mich anfangen würden!“ sagte Hopf, durchdrungen vom Werthe seiner Persönlichkeit.

„Na also!“ fuhr die Kleine mit Eifer fort. „Warum machen Sie der Sache kein Ende?“

„Man fügt sich — aus Gutmüthigkeit — aus Gedankenlosigkeit —“

„So,“ sagte in diesem Augenblicke Herr Danziger, das Gespräch unterbrechend, „setzt sind wir gleich zur Stelle! Das ist schon die Frankfurter Straße —“

„Wie? —“ rief der junge Mann entsetzt. „Frankfurter Straße? Das ist ja am anderen Ende der Stadt — ich muß in die Potsdamer Straße —“

„Da haben Sie nicht den richtigen Wagen genommen —“

„Das kann ich mir denken . . . Was ist nun zu thun? Ein gemeiner Buchhalter, wenn auch ersten Grades, kommt in diesem Hause besser gar nicht, als zu spät!“

„Soll ich Ihnen einen Rath geben?“ sagte der Regellehrer. „Lassen Sie Ihren Chef Chef sein und kommen Sie mit uns. Wir haben unser kleines Sylvestersfest in einem Kreise guter Freunde. Wir fahren Sie gern ein. Die Tafel steht in einem trefflichen Restaurant. Sie werden gut essen, gut trinken und sich gut unterhalten —“

„Besser, als unter prohigigen Damen,“ sagte da Fräulein Emilie. Und sie fügte lächelnd hinzu: „Sie dürfen heute mein Ritter sein und mein Tischnachbar.“

Nach solcher Erlaubniß wäre es geradezu eine Verleibung gewesen, abzulehnen.

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Fräulein — und die Aussichten, die ich habe, sind zu verlockend, um nicht gern mitzugehen — wie entschuldige ich mich aber bei meinem Chef?“

„Sie senden aus dem Restaurant eine Depesche ab und schützen irgend einen Verhinderungsgrund vor!“ rief Frau Danziger schlagfertig.

„Wohl, es sei!“ rief Friedrich Hopf. „Mein Fräulein, ich bin Ihr Ritter!“

„Bravo!“ rief der Alte, und der Wogen hielt. Man stieg aus und hatte bald den Ort des Steubdichens erreicht. „Wahrhaftig,“ dachte Herr Friedrich, als sich seine kleine Dame in der Garderobe aus den Hüllen schälte.

„Ich habe ausgesprochen Glück. Sie ist noch viel reizender, als sie mir in dem schlecht beleuchteten Wagen erschien! Da denke ich einen recht langweiligen Abend zu verbringen, und der Himmel versetzt mich plötzlich in einen angenehmen Kreis, an die Seite eines jungen Mädchens, das gar nicht zimperlich scheint und Einem mit den Augen vielversprechend zuzuglänzen weiß! Bei Gott, ich darf mich klagend.“

Fräulein Emilie zerpupste sich ein wenig die Stirnlöcherchen vor dem Spiegel und nahm dann den Arm ihres Ritters.

„So,“ sagte sie. „Kommen Sie nun in den Saal. Wir suchen uns ein behagliches Plätzchen aus —“

„Gern,“ erwiderte Herr Friedrich, „vorher aber muß ich doch meine Depesche absenden —“

„Richtig! Das müssen Sie gleich besorgen!“

„Welchen Verhinderungsgrund schätze ich aber vor? In der Sylvesternacht ist jeder verdächtig . . . Krankheit? Einen verstauchten Fuß? . . . Ein junger Mensch wie ich wird in der Sylvesternacht nie krank und verstaucht sich nie den Fuß . . . Es müßte überhaupt ein zwingender Grund sein . . . Helfen Sie mir, Fräulein Emilie!“

„Ach, das macht sich ja leicht . . . Telegraphiren Sie einfach, Sie hätten sich verlobt —“

„Verlobt?“

„Nun ja, was ist dabei?“

„Und wenn mich mein Chef morgen um den Namen meiner Braut fragt?“

„So nennen Sie irgend einen erfundenen Namen. Nach vierzehn Tagen erzählen Sie ihm dann, Sie hätten das Verlöbniß wieder gelöst. Gibt es etwas Einfacheres?“

„Sie haben recht — so geht's! Wir Männer sind in solchen Dingen wirklich recht unbeholfen. Die Damen aber haben immer eine gute Ausrede in Bereitschaft . . . Und die Verlobung ist doch ein guter Anlaß, eine Gehalts-erhöhung zu verlangen, nicht?“

„Ich glaube,“ erwiderte das junge Mädchen lachend. „Doch kommen Sie, ich diktiere Ihnen die Depesche.“

Sie diktierte ihm die Depesche, die er durch einen Boten nach dem nächsten Telegraphenamte sandte. Dann setzten sich die Beiden zwischen lauter junge Pärchen, die mit sich selbst zu thun hatten, an das Ende der Tafel. Schon hatte die ganze Gesellschaft Platz genommen, und die Kellner erschlenen mit schwerbeladenen Schüsseln. Das Mahl war ausgezeichnet, und je öfter dem jungen Manne sein Kelchglas vollgegossen wurde, desto anmuthiger fand er seine Nachbarin. Sie waren von allem Anfange an ganz vertraut mit einander und plauderten wie alte Bekannte. Rings herum lachte und toastirte, toastirte und lachte man.

„Nun, wie finden Sie die Gesellschaft, in die wir Sie gebracht?“ fragte das junge Mädchen.

„Entzückend, einfach entzückend!“

„Aber Sie sehen sich ja gar nicht um! Sie reden ja mit Niemandem —“

„Ich besaße mich nur mit Ihnen, darum gefällt mir eben Alles so sehr!“

Das Mahl war beinahe zu Ende. Es schlug Zwölff. Auf ein Zeichen des Gastwirths wurde nach altem Sylvestergebrauche der Saal verfinstert — ein Effekt, der immer wirkt, Lachen und manierliches Schreien der Damen hervorruft.

Als es nach einer Minute wieder hell wurde und die elektrischen Lampen im früheren Glanze erstrahlten, war Fräulein Emilie ganz roth. Es fiel zum Glück nicht auf, denn auch die Gesichtsfarbe der anderen jungen Damen hatte im Dunkeln solche Wandlung durchgemacht.

„Wie denken Sie, Fräulein Emilie,“ sagte Herr Friedrich zu seiner Nachbarin, die ganz still geworden war und mit gesenkten Augen an seiner Seite saß, „soll ich meinem Chef nicht Ihren Namen als den meiner Braut nennen?“

„Darauf kommen Sie erst jetzt?“ sagte das junge Mädchen lachend. „Glauben Sie, ich hätte mich von einem Andern, als meinem künftigen Bräutigam küssen lassen? Ich wüßte es schon im Omnibus, daß nur Sie das sein werden! . . .“

„Hoch! Hoch! Hoch das neue Jahr!“ rief es am Tische durcheinander, während sich zum ersten Male zwei Hände unter der Tischdecke zu einem zärtlichen Druck fanden.

„Auch wir müssen auf das neue Jahr anstoßen, das so schön beginnt,“ sagte der junge Mann. Die schlanken Kelche stießen an einander und die Beiden blickten sich tief in's Auge. „Prosit!“ sagte sie. „Und daß sich Alles erfülle, meine kleine Emilie . . .“ fügte er hinzu. „In der Sylvesternacht gehen doch seltsame Geister um . . . Freilich, auf der Soiree meines Chefs hätte mir dergleichen nicht passiren können! Dafür war er aber der Erste, der um meine Verlobung gewußt hat. Sogar früher — als ich selbst . . .“

Bitte zu lesen!

Untere geehrten Leserinnen werden höflich ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gültig ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Genügen auf keine mehren seine präcis 8 Spalten über die Componenten (aus Stoffen, nation), Adolphy hollige Gäfte, welche, wer oder den befaßt i  
□ Kreis Krealer tiefigen August itätigen hatte, n befordere mit die seiner erzieht, da seib, hab Sparta's vollstädi „Schöne bezog, d Ubr und sond geg in Höhe mehr zu Entzun v. d. S. Hotels a großer Gendarri sühren wurde Befängn amwaltich verfiel ei Geldtrat  
B. findet h hat. Di meiste hofes vor Jahr lände an Die R

## Eine Liebestragödie.

Criminalhumoreske von Friedrich Schreiber.

(Nachdruck verboten.)

Die Nacht ist keines Menschen Freund, heißt ein bekanntes Sprüchwort; daher geht jeder brave Mensch bei Anbruch der Nacht nach Hause und legt sich schlafen damit ihm gar nichts Böses widerfährt. Ja, wenn nur alle Menschen so brav wären, wie ruhig und angenehm ließe es sich dann selbst in der Großstadt leben; in der kleinen Provinzialstadt sorgt, Gott sei Dank, noch der Wohlthätige Magistrat für die Ruhe und Ordnung, indem er in weiser Vorstadt Punkt 10 Uhr die Laternen ausbrechen läßt, so daß es nur den wenigen Fürwähigen gelingt, nach dieser Zeit ohne Beinbruch das Straßenpflaster zu passieren; wie steht es aber um diese Zeit in der Reichshauptstadt aus? Schauerhaft, höchst schauerhaft!

Wie fröht es in den Straßen trotz des kalten November-Abends von Menschen! Damen und Herren in elegantester Toilette eilen daher, die Droschken laufen in unabsehbarer Reihe um die Straßenecken, daß es den Fußgängern fast unmöglich ist, das jenseitige Trottoir zu erreichen; in den Restaurants, wo bisher nur ein geringer Verkehr geherrscht hat und deshalb nur spärlich die Gasflammen brannten, werden jetzt, nun der Theater und Vergnügungslökalen Laufende von Besuchern entströmen, die elektrischen Lampen angezündet, die Kellner beenden ihre Nachtruhe, die sie im Voraus absolvieren, die Küchenjungen wecken den Küchenchef, der Restaurateur mustert die weißgeputzten Tische, die „kalte Wamsell“ rückt die Caviarbüchse und die Hummerschüssel zurecht — nun kann das Leben beginnen.

Und nicht lange dauert es, da ist in den Räumen, die bis dahin nahezu verödet lagen, kein Stuhl mehr zu bekommen, die Teller klappern, die Gläser klingen, Gespräche schwirren, Gelächter erschallt. Stühle werden gerückt, über dem Ganzen eine blaue Wolke von Tabakrauch, gemischt mit Atomen der verschiedensten Parfüms.

Nach einigen Stunden aber hat sich auch dies Bild wesentlich geändert; die Reihen der Gäste haben sich bedeutlich gelichtet, die älteren Paare, die zu Anfang dominirten, sind gänzlich verschwunden; der Chemann mit seiner besseren Hälfte hat das Feld geräumt, jetzt ist nur noch der Junggeselle, der sich vor seinem einsamen Heim fürchtet, und der Elegant mit seinem „Verhältniß“ vorhanden.

Und wieder nach 1—2 Stunden deckt Finsterniß die glänzenden Räume; die Fenster sind aufgerissen, um den erscheidenden Tabaksqualm hinausziehen zu lassen, die Stühle sind auf die Tische gesetzt, um am frühen Morgen das Ausfegen zu erleichtern, und nur im Hintergrunde am Puffet leuchtet ein Gasflämmchen dem verschlossenen Bierzapfer beim Auspülen der Gläser und Krüge.

Auch die Straßen sind jetzt still geworden, die Laternen zum größten Theil ausgelöscht, und der Uneingeweihte könnte glauben, die Haupt- und Residenzstadt schliefe.

Wir aber, die Eingeweihten, die wir uns überzeugt haben, daß es erst 2 Uhr ist, wandern ins Centrum der Stadt, jenem einsamen elektrischen Lichte zu, das die Gegend taghell erleuchtet und für uns und andere unsolide Beute daselbe bedeutet, wie für die Rotten die Flamme.

Von fern erblicken wir schon in dem Gebäude, von dem jenes Licht ausgeht, das Parterre und die I. Etage

hell erleuchtet; eine Anzahl Droschken halten vor der Thür, und durch die eleganten Glashüren strömt es aus und ein; Damen in elegantester Gesellschafts toilette, als ginge es zum Ball Herren, den Cylander verwegen im Genick gefest, als gälte es, eine Welt zu erobern.

Wir treten ein Augen schmerzender Lichterglanz und sinnverwirrender Lärm umfängt uns; gekleidet und betäubt tappen wir nach einem Sitze, den wir mit Mühe und Noth auf einem Södivan erlangen.

Endlich haben wir unser Auge an die glänzende, schimmernde und flimmernde Umgebung gewöhnt; wir befinden uns in einem Saale, der mit verschwenderischer Pracht ausgestattet ist; die gemalte Decke, deren Herstellung sicherlich Tausende und Abertausende gekostet hat, wird von schlanken, eisernen Säulen getragen, die zugleich als Garderoständer dienen. Fresko-Gemälde, üppige Gelage aus dem Alterthum darstellend, schmücken die Wände, kostbare Kronleuchter senden eine blendende Lichtfülle hernieder, und ein plätschernder Springbrunnen, in dessen Bassin sich Goldfische tummeln, verbreitet in seiner nächsten Umgebung eine angenehme Kühle.

Noch sind wir mit der Bewunderung des Saales nicht fertig, da tippt uns Jemand vertraulich auf den Arm:

„Na, Dickerchen, Du bezahlst doch meinen Koffee,“ klingt es schmeichelnd an unser Ohr, ein weiches Händchen streichelt unsere Wange — überrascht blicken wir uns um; ein Paar dunkle Augen blitzen uns bittend und dabei doch herausfordernd an, ein blendender Raden, ein kaum verhüllter, wogender Busen nähert sich uns, so daß wir verwirrt nach den entgegengesetzten Seiten blicken — umsonst; links und rechts, vor und hinter uns sitzen die Töchter der Freude, die ihres dunklen Gewerbes wegen die Nacht zum Tage machen, deren Sonne der Mond und die elektrische Flamme das Nacht-Café ist. Die bleichen Wangen mit Schminke bedeckt, die Augenlider schwärzlich gefärbt, um die Augen lebhafter erscheinen zu lassen, Schultern und Raden entblößt, so sitzen sie auf den schwellenden Dиван an den Wänden entlang und warten auf Raub. Wehe dem Provinzialen, der in ihre Finger fällt und nicht Energie genug besitzt, diese Hetären sich sofort vom Pribe zu halten, für die Nacht ist er rettungslos verloren, denn hat er sich erst bereit finden lassen, eine Tasse Koffee für das ihn anschnärende Weib zu bezahlen, so findet sich bald dies, bald jenes Verlangen, das er befriedigen muß; mit List oder zärtlicher Gewalt zieht sie den Halbtrunkenen mit sich auf die Straße, und froh kann der Unglückliche sein, wenn er am nächsten Morgen seine Baarschaft, Uhr und Kleidungsstücke noch im Besitze hat.

Denn diesen Nachtvögeln entgeht es nicht, daß ihr neuer Bekannter gänzlich fremd in der Großstadt ist. Daß es ihm eine Unmöglichkeit ist, die Straße, das Hotel, in welches er verschleppt wurde, wiederzufinden oder seine schöne Freundin mit Bestimmtheit wiederzuerkennen, darum betrachten sie ihn als gute Beute, die sie nach Kräften ausplündern müssen.

Wie sollten sie es auch möglich machen, ihre Wirthinnen, die à conto ihres schmutzigen Gewerbes ihnen unverschämte Miethen abnehmen, gerecht zu werden, die Anpassungen ihrer „Louis“, dieser elenden Vampyre, die sie weder im Guten noch im Bösen von sich abschütteln vermögen, zu befriedigen, ihre Wäsche und Kleider, die sie zu horrenden Preisen auf „Penepump“, auf Abzahlung genommen haben, zu bezahlen.

Sie stehlen, um existiren zu können, um die Sorge, die diese unglücklichen Geschöpfe Tag und Nacht verfolgt,

Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erneuern suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Baaren wolle man sich gültig ebensfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Wiesbaden

auf einige Zeit los zu werden, um das Geklei ihrer Wirthinnen, der feilen Kupplerinnen, auf einige Tage nicht hören zu brauchen, weil die Schulden endlich einmal bezahlt sind, um nicht befürchten zu müssen, am nächsten Tage auf die Straße gesetzt zu werden; müssen sie doch mitunter täglich 10 Mark für eine Stube und elende Kost bezahlen.

Weß Standes der Mann ist, der ihnen in die Hände gefallen ist, ist ihnen gleichgültig, wenn er nur Geld hat; Geld ist ihr Gott, den sie allein kennen und den sie allein anbeten, für den sie ihren Körper und ihre Seele opfern.

Und diese Unseligen, die sich in den seltensten Fällen und nur im Anfang ihrer ehrlosen Laufbahn bewegen lassen, zur ehrlichen Arbeit zurückzukehren, rekrutiren sich nicht etwa nur aus der Hefe des Volks, sondern aus allen Ständen.

Die Sucht zu glänzen, der Drang sich besser situirten Mitschwestern gleichstellen zu wollen, der Wunsch, aus den bescheidenen, dürftigen Verhältnissen herauszukommen, an den Freuden, die die Großstadt gewährt, theilnehmen zu können, läßt so manches Mädchen Zucht und Ehre vergessen und treibt sie dem Laster in die Arme.

Erst heimlich und verschwiegen geht sie der Sünde nach; während die Eltern ihre Tochter in einem Geschäft gut aufgehoben glauben und sich über den hohen Verdienst, den sie dort angelich erhät, freuen, treibt sie sich in Parks und anderen öffentlichen Orten umher und sucht sich auf leichtere Weise Geld zu verschaffen; später, wenn sie der Polizei doch endlich in die Hände gefallen ist, wenn ihre Eltern in verzweifelter Entrüstung über die Schande, die aus dem Hause gewiesen haben wenn sie nichts mehr zu verlieren hat und die ehrliche Arbeit nicht mehr schmeckt, dann wird sie öffentliche Dirne und vermehrt die Zahl der Unseligen, die Nachts durch die Straßen huschen oder die Nacht-Cafees bevölkern.

Wer in die Listen der Sittenpolizei sehen dürfte könnte manchen bekannt klingenden Namen finden. Am gemeinfährlichsten aber sind die „heimlichen“ Prostituirten, die nicht auf der Straße, sondern in Theatern, Konzerten und Vergnügungsorten ihre Opfer suchen und der Polizei noch nicht bekannt sind.

(Fortsetzung folgt.)

### Allerlei Humoristisches.

Aus der Mappe eines Romanschriftstellers.  
... Als er allein war in seinem Bett, blies er das Licht aus, um seine verzweifelte Lage nicht sehen zu müssen.

... Der Mann war vollständig nackt.

Er hatte eine Haut, schwarz wie Ebenholz, krauses Haar, eine platte Nase und dicke sinnliche Lippen.  
Er war ein Neger.

... Als der Graf die schöne Amazone erblickte, die sich ganz famos im Sattel hielt, ging er auf sie zu und begrüßte sie sehr galant:

„Madame“, sagte er, „Sie sitzen zu Pferd wie ein Centaur.“

... Er war so geizig, daß er auf dem Sterbebett, trotz der Bitten seiner Freunde, sich weigerte, den letzten Seufzer von sich zu geben.

### Scherzfrage.

Hans: „Was haben der Pfarrer und der Milchmann mit einander gemeinsam?“

Karl: „Weiß nicht!“

Hans: „Sie taufen beide mit Wasser!“

Mutter (zu ihrem vierjährigen Töchterchen): „Wozu hat Dir der liebe Gott die Augen gegeben?“

Die kl. Erna: „Weil ich damit sehen kann.“

Mutter: „Und die Ohren?“

Die kl. Erna: „Da hört man mit.“

Mutter: „Und die Nase, mein Herzchen?“

Die kl. Erna: „Da bohrt man drin.“

Mutter (zur Tochter im Confectionsgeschäft): „Hör', was ich Dir sage, und nimm das blaue Costüm! Da es am Abend grün scheint, wird man glauben, Du hättest zwei Kleider.“

Irländer (zu seinem Freunde, der ihm eine wenig glaubhafte Geschichte erzählt hat): „Möchtest Du drauf wetten, daß die Geschichte wahr ist?“

Zweiter Irländer: „Wetten nicht, aber beschwören will ich's.“

Bobbie: „Was thun die Kohlenhändler bei dem warmen Wetter, Papa?“

Papa: „Sie brauchen den ganzen Sommer, um ihre Winter-Einnahmen zu zählen.“

Richter (nach dem Zeugenverhör zum Angeklagten): „Wollen Sie noch etwas hinzufügen?“

Angeklagter: „Noch hinzufügen? Ich habe doch dem Schreiber schon fünf Rubel gegeben!“

Lehrer: „Wir haben also in der letzten Stunde über Elementar-Ereignisse gesprochen. Schulze nenne mir 'mal die hauptsächlichsten.“

Schulze: „Gewitter, Orkane, Wasserhosen —“

Lehrer: „Nun das wichtigste Elementar-Ereigniß wirst Du doch wissen, was schon Tausende mit einem Schlage in's Verderben gestürzt? Die E—“

Schulze (mit Stentorsstimme): „Die Elementar-Lehrer!“

Sie: „Ich meine doch, Du solltest wieder zum Friseur gehen und Dich nicht mehr selbst rasiren.“

Er: „Fällt mir nicht ein — ich spar' mir doch eine Masse Geld jeden Monat.“

Sie: „Ja schon, aber Frisuren ist immer dabei und lernt's Fluchen von Dir.“

Reil: „Flora will zum Theater.“

Belle: „Das wußt' ich gar nicht, daß sie Talent hat.“

Reil: „Sie hat auch keins; aber ihre Tante, die berühmte Schauspielerin, ist gestorben und hat ihr ihre ganze Garderobe vermacht.“

Elvira: „... Nein! Du liebst mich nicht mehr! Ich sehe es schon seit langem!“

Alfred: „Wenn Du es gesehen hast, dann liebst Du mich auch nicht mehr, denn die wahre Liebe ist blind!“

### Zerstreut.

„Herr Professor haben soeben aus einem fremden Glas getrunken.“

„Drum wunderte ich mich so, daß ich noch nicht leer habe, trotzdem ich schon zweimal ausgetrunken habe.“

### Auskunft.

Radlerin (an einer Wegkreuzung): „Wohin führen diese beiden Wege?“

Bauernjunge: „Der eine führt nach meinem Hause und der andere geradeaus.“

### Widerspruch.

Stotterer: Mein gnä—gnä—gnädiges Fr—Fr—Fräulein, ich ha—ha—be Ihnen ein Gef—f—ständniß zu —m—machen. Ich lie—lie—lie—liebe Sie.

Fräulein (erröthend): Das kommt so plötzlich.